

Doris Fleischmann

Das Ende der Wiederholungen

Diese Klavier-Wettbewerbe sind doch alle gleich. Der Clou des Moments besteht darin, die Jury und das Publikum schon beim Betreten der Bühne für sich zu gewinnen. Meine Schwester meint, im schwarzen Abendkleid und mit meinen braunen Rehaugen schaffe ich das jederzeit.

Ich setze mich ans Klavier, der Auftrittsapplaus verstummt. Die ersten Takte der Aria. Ich liebe Bach. Alles verschmilzt vor meinen Augen, Töne und Farben vermischen sich. Paul Cezanne sagte, die Farben sind der Ort, wo unser Gehirn und das Universum einander begegnen. Eine Welle erfasst mich und wirbelt mich in die Luft, um mich dann sanft, aber bestimmt wieder am Boden abzusetzen. Ich spiele die dreißig Variationen wie aus einem Guss, am Ende kehre ich zur Aria zurück. Wie im richtigen Leben: immer wieder von vorne beginnen, nicht von der Stelle kommen, eine zusätzliche Variation mehr. Plötzlich wird mir klar, dass da noch etwas sein muss, nicht nur Wiederholungen. Wenn ich jetzt nicht etwas unternehme, dann wird es zu spät sein. Morgen werde ich es dem Professor sagen.

Man überreicht mir den ersten Preis. Meine Schwester holt mich von der Garderobe ab. Schwarzes Abendkleid, braune Rehaugen und Goldberg-Variationen, das sei wirklich schamlos, kichert sie.

Jazz verdirbt den Anschlag, sagt der Klavierprofessor. Das jahrelang betriebene klassische Studium einfach wegzuwerfen, unglaublich sei das. Und dieses absolute Gehör, ein Geschenk. Jahrelang klassische Phrasierung geübt und so viele namhafte Wettbewerbe gewonnen. Wozu das alles? Das Salzburger Mozarteum besucht, Begabtenförderung

genossen - und jetzt? Für Österreicher seien die Zeiten des internationalen Durchbruchs längst vorbei, und man brauche gar nicht daran zu denken, hier mit Jazzmusik zu überleben. Und noch eins, meint der Professor: Wie sollen das denn meine Eltern verkraften?

Einige Zeit danach wird zum großen Familienfest geladen. Meine Schwester merkt bald, dass etwas nicht stimmt. Ich gestehe ihr, dass ich das Studium am Mozarteum abgebrochen und mit Jazzklavier und Gesang begonnen habe. Sie kennt mich schon zu lange, um darüber erstaunt zu sein, und sie muss mir schwören, unseren Eltern noch nichts zu verraten.

Unser Vater, ein Tierarzt, fleißig und verschlossen; unsere Mutter, zuhause, phlegmatisch und einzig daran interessiert, dass ich meine Klavier-Etüden nicht vergesse, bis auf eine Ausnahme. Schönwetterurlaub nannten meine Schwester und ich diese langweiligen Wochen, in denen wir Bilderbuchfamilie spielten. Schon im Morgengrauen saß unser geschäftiger Vater im Speisesaal am Frühstückstisch und erwartete dies auch vom Rest der Familie. Die Urlaubstage waren bis zum Rand mit Terminen ausgefüllt: Frühstück - völkerkundliches Museum, Mittagessen - naturhistorisches Museum, Nachmittagstee - ortsgeschichtliches Museum, Abendessen - Konzert. Alle zwei Jahre wechselte das Programm. Die Alternative sah so aus: Frühstück - gemeinsames Schwimmen, Mittagessen - gemeinsames Bergwandern, Nachmittagsjause - gemeinsam zurück ins Tal wandern, Abendessen - gemeinsames Spaziergehen. Mit einer beunruhigenden Verlässlichkeit wechselten sich diese beiden Sommerprogramme ab. Meine Schwester und ich suchten nach Wegen, um dieser Tortur zu entgehen: Übelkeitsanfälle, Bauchkrämpfe, tagelanges Nörgeln, um nicht mitgenommen zu werden. Das Wasser sei zu kalt zum Schwimmen, die Berge zu steil, um sie zu erwandern, und die Promenaden zu überfüllt, um an ihnen entlang zu

flanieren. Als gar nichts mehr half, setzten wir unsere stärkste Waffe ein, das Schweigen. Wir trotteten mit hängenden Köpfen hinter unseren Eltern her, gähnten laut in den Museen und bekamen Hustenanfälle in den Konzerten. Mit allen Mitteln versuchten wir, unseren Eltern den Urlaub gründlich zu vermiesen, aber sie ließen sich von ihrer Mission nicht abbringen. Während des Jahres bliebe zu wenig Zeit für die Familie, daher müsse man diese zwei Wochen ausgiebig nützen, meinte unser Vater am Weg ins nächste Museum. Bei unserer Mutter bewirkte diese Geschäftigkeit einen Tatendrang, der ihr zuhause vollkommen fremd war. Ihre Wangen glühten vor Aufregung. Ich hatte sie nur einmal in diesem Zustand gesehen, damals, als ich mit fünf Jahren am Salzburger Mozarteum aufgenommen wurde.

Inzwischen weiß ich: Das eigene Glück kann nur jeder selbst finden und sei es auch nur für einen Moment. In demjenigen, da ich meinen Eltern sagte, dass ich schon seit Monaten nicht mehr am Mozarteum sei, befand sich wohl niemand von uns in diesem Zustand.

Einige Zeit später las mir mein Freund stolz aus dem Jazzpodium vor: „Intelligent sind ihre Klavierparts, eloquent ihr Timbre. Ist sie nun eine singende Pianistin oder eine Klavier spielende Sängerin? Egal. Ihre Leidenschaft ist ihr Erfolg.“

Ein Lokal in Wien. Stimmengewirr. Ich mag diese prickelnde Atmosphäre, setze mich gerne vorher ins Publikum.

Meine Kollegen sind schon auf der Bühne, Kontrabass und Schlagzeug. Ich stoße dazu und setze mich ans Klavier. Wir beginnen mit einem Standard: Here's to life. Keine Wiederholung, sondern eine Interpretation des Augenblicks. Meine Finger gleiten über die Klaviatur. Ich fange zu singen an und die Farben kehren zurück, um später wieder zu verschwinden. And who knows what tomorrow brings or takes away?

Ich reise viel herum, werde laufend zu den wichtigen europäischen Jazzfestivals eingeladen. Morgen geht es sogar nach Asien, nach Südkorea und Japan. Beim Abschiedessen erzählt mir ein Kollege, dass die Japaner alle Konzertreisen exakt durchplanen. Du weißt schon, meint er: Frühstück - völkerkundliches Museum, Mittagessen - naturhistorisches Museum, Nachmittagstee - ortsgeschichtliches Museum, Abendessen - Konzert. Ich starre ihn entsetzt an. Das gibt es doch nicht? Endlich beginnt er zu grinsen. Hinter mir krümmen sich zwei Gestalten vor Lachen, mein Freund und meine Schwester. Eine richtige Bilderbuchfamilie eben.

Das Ende der Wiederholungen erschien im Februar 2012 in der Literaturzeitschrift Sterz (Nr. 104/105 / Herzblut).